

Roman

Nur kein Anlass für Gerede



von

Christa Weißmayer

© 2022 Christa Weißmayer

Autor:in: Christa Weißmayer

Autorin-Foto: Ursula Schmitz

Cover-Foto: Christa Weißmayer

Cover & Layout: Claudia Dießner BA

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/
des Autors: Buchschmiede von Dataform
Media GmbH, Wien www.buchschmiede.com

ISBN Hardcover: 978-3-99139-289-7



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

In liebevoller Erinnerung an meine Mutter
und einem herzlichen Dankeschön an alle
WegbegleiterInnen ihrer letzten Lebensjahre.

Obwohl wir das Gleiche erlebt haben,
ist deine Geschichte nicht die meine.

Mit jeder Erinnerung
verändert sie sich, erzählt sich neu.

Ein zusätzlicher Wecker



Ich schlief den Schlaf der Gerechten, erwachte richtig gut ausgeruht, rekelte und streckte mich genüsslich. Die Nächte dauerten lange im Dezember. Eben erst wich die Dunkelheit der Nacht dem hellen Morgen. Der kleine Zeiger des Weckers streifte just die Acht, als ich zufällig auf das Handy sah. Fünf Anrufe in Abwesenheit: „Hilfswerk Niederösterreich“. Mein Puls schoss in ungeahnte Höhen empor. Für einige Schrecksekunden hielt ich den Atem an. Meine Blicke streiften durch den Raum, um sicher zu stellen, es sei doch alles in Ordnung. Unzählige, düstere Gedanken häuften sich. Meiner Mutter könnte etwas zugestoßen sein. Womöglich war sie gestürzt oder gar Schlimmeres.

Sofort rief ich diese Unheil ankündigende Nummer an.

„Danke für den Rückruf“, sagte eine leicht genervte, aber um Freundlichkeit bemühte Frau.

Sie sei wie immer um sechs Uhr eingetroffen. Mutter lag völlig unbeweglich im Bett. Sie hatte ihre Medikamente noch nicht genommen. Mutter schlief jetzt. Sie selbst müsse ganz dringend zu einem anderen Patienten. Sie fragte mich, wann ich denn hier sein könnte, denn sie dürfe niemanden in diesem Zustand alleine lassen.

„In einer Viertelstunde bin ich da“, antwortete ich mit belegter, zittriger Stimme.

Rasch schlüpfte ich in den Pulli und die Hose, die vom Vortag noch auf dem Stuhl im Wohnzimmer lagen, warf die Jacke über und lief wie ferngesteuert zum Auto.

Es schneite. Die Landschaft ruhte zugedeckt von einer weißen Pracht. Der Schnee knirschte unter den Sohlen. Dicke

Flocken tanzten Walzer vor meinem Gesicht. Eine ganz besonders große landete sanft auf meiner Nasenspitze. Eine andere schmolz auf der Brille. Ich versuchte das feuchte Nass wegzuwischen und verschmierte dabei das rechte Brillenglas. Dichter Schneefall drückte den Rauch und Qualm aus den umliegenden Kaminen zu Boden, es stank nach verbranntem Holz und nach Kohle. Ich musste mein Auto von dieser schweren Last befreien und suchte verzweifelt nach einem Besen. Endlich fand ich ihn versteckt hinter zusammengeknüllten Plastiksackerln unter dem Vordersitz. Ich entfernte grob den meisten Schnee und startete den Wagen. Gott sei Dank sprang er trotz der klirrenden Kälte sofort an.

Vor dem Haus meiner Mutter parkten nur wenige Autos. Ich entdeckte weit und breit keines mit der Aufschrift vom Hilfswerk. Das Haustor stand ein wenig offen. Das alte, knorrige Holz quoll im Winter oft auf und so ließ sich das Tor nur mit einem kräftigen Ruck schließen. In der überdachten Einfahrt schlitterte ich mit den nassen Sohlen der Winterstiefel über den graugesprenkelten Terrazzo. Als meine Eltern vor fast zwanzig Jahren diesen Bodenbelag beauftragten, richteten sie ihr Augenmerk auf Schönheit und Langlebigkeit dieser gerade in Mode gekommenen Fliesen. Winterliche Witterungseinflüsse kamen ihnen anscheinend nicht in den Sinn. Im November, spätestens nach dem ersten Schneefall, holten wir seit geraumer Zeit zwei alte, ausrangierte Teppiche aus dem hinteren Schuppen. Wir legten sie auf die Terrazzofliesen, um der Rutschgefahr zu begegnen. Ich musste dringend diese Teppiche heranschaffen, sonst bricht sich wo möglich noch jemand ein Bein, ging mir durch den Kopf.

Spuren von Katzenpfoten querten den kleinen Innenhof. Sie führten lediglich bis zum immergrünen Eibenstrauch

und wieder zurück. Die Katzen mieden scheinbar auch die frühmorgendliche Kälte. Ein schmaler Weg zur Verandatüre war bereits grob gesäubert. Eine dicke Schicht Streusalz bedeckte den Boden. Gut, dass meine Mutter das nicht sah. Salz durfte man nur bei extremer Glatteisgefahr auf den Beton des Innenhofs auftragen, denn die Säure zerfraß ihn, belehrte sie mich jeden Winter. Im Normalfall streuten wir groben Sand, der in der Garage lagerte. Allerdings war es ratsam, beim Befüllen des Kübels darauf zu achten, keine Exkremamente zu erwischen, denn die Katzen sahen den Sandhaufen als ihr unumstrittenes Terrain an und benutzten ihn für ihr Geschäft.

In der Küche brannte Licht. Maria war da. Sie kümmerte sich einmal die Woche um die Reinigung des Wohnbereichs. Vereinbarung war der Montag. Zuverlässigkeit bezüglich ihres Erscheinens zählte aber nicht zu Marias vordergründigen Stärken.

„Warum kam sie heute?“, sinnierte ich kopfschüttelnd.

Normalerweise würde mich die einseitige Abänderung des Termins ohne Vorankündigung ärgern. Kontinuität tat nicht nur dem Haushalt gut, auch meine Mutter brauchte ihren gewohnten Rhythmus.

Heute war ich Maria für ihre Anwesenheit dankbar.

Maria putzte den Herd und deutete mir an, leise zu sein.

„Deine Mutter schläft jetzt und DIE vom Hilfswerk ist schon gefahren, ich bin ja nun da“, flüsterte sie.

Mutter lag im Bett und schlief friedlich. Ihre Gesichtszüge waren entspannt, ihr Mund leicht geöffnet. Sie schnarchte leise. Ich stand vor ihr und betrachtete sie schweigend. Unvorstellbar wie es wohl sein mag aufzuwachen und sich nicht

bewegen zu können. Sie stellte sich jeden Abend den Wecker auf fünf Uhr, um ihre Parkinsonmedikamente zu schlucken. Die Beweglichkeit von Armen und Händen schien zu dieser Zeit soweit gegeben, die Tabletten und das Glas Wasser auf dem Nachttisch zu erreichen. Nach einer Stunde zeigten die Medikamente ihre Wirkung und die Schwestern vom Hilfswerk halfen bei der morgendlichen Toilette.

Jetzt wusste ich, warum ich so dringend einen zusätzlichen Wecker besorgen sollte. Die Angst, das Klingeln nicht zu hören und zu verschlafen, musste enorm sein. Kaum vorstellbar, wie es sich anfühlte, steif und unbeweglich zu erwachen, hilflos dazuliegen und an die Decke zu starren. Ohnmächtig auf Unterstützung warten, vielleicht zu denken, jeder Tag könnte sich nun so offenbaren.

In diesem Augenblick tat sie mir unendlich leid. Das Leben war nicht allzu freundlich zu ihr.

Maria bot mir herrlich duftenden Kaffee an. Für ein paar Sekunden vereinnahmte mich sein herbes Aroma, lenkte mich von den düsteren Vorahnungen ab. Maria erzählte von ihrer Familie. Kinder und Enkelkinder laborierten an Grippe. Nur sie sei noch soweit gesund, um arbeiten zu gehen. Ich hörte nur mit einem Ohr zu, denn ich plante bereits meine nächsten, unumgänglichen Schritte.

Maria blieb noch, ich fuhr einkaufen. Danach telefonierte ich mit dem Büro des Hilfswerkes und erkundigte mich nach den Kosten einer 24-Stunden-Betreuung. Das Hilfswerk bot diese Leistung an, jedoch waren die verlangten Beträge sehr hoch. Mit der kleinen Pension, dem Pflegegeld und einer Förderung des Landes konnte Mutter das niemals bestreiten. Auch ihre Ersparnisse reichten wahrscheinlich gerade für notwendige Reparaturen im Haus. Ein Platz im Pflegeheim

bedarf einer mindestens dreijährigen Voranmeldung. So blieb nur eine rund um die Uhr Betreuung durch ausländische Pflegerinnen übrig. Agenturen aus der nahegelegenen Slowakei oder aus Polen verlangten bereits ein sehr hohes Honorar. Bedarf und Angebot regelten wie immer den Preis.

Ich versuchte die Telefonnummer der Vermittlungsagentur ausfindig zu machen, die mir vor Jahren meine mittlerweile verstorbene Cousine empfahl. Nach mehreren Telefonaten und durchwegs positiven Rückmeldungen erreichte ich den Geschäftsführer Herrn Veith.

Ich stellte mich höflich vor und nannte mein Begehren.

„Ja, da sind Sie bei mir genau richtig“, betonte eine honorierte Stimme am anderen Ende der Leitung.

Herr Veith erzählte, er suchte vor Jahren nach einer Betreuung für seine eigenen Eltern. Um ganz sicher zu sein, dass die Betreuung und Pflege nur vom besten sei, nahm er direkt mit einer rumänischen Agentur Kontakt auf. Seit damals arbeiten sie erfolgreich zusammen. Frau Daria rekrutierte vor Ort Frauen. Sie überprüfte die Papiere und die Zeugnisse eines verlangten Pflegekurses. Dieser Kurs sei eine Voraussetzung, um für die Agentur arbeiten zu dürfen, erklärte er mit unwiderruflicher Bestimmtheit.

„Bei mir können Sie sich darauf verlassen, dass alles mit rechten Dingen zugeht. Oft kaufen sich die Frauen diese Kursbestätigung. Wir prüfen das sehr genau“, unterstrich er damit doppelt und dreifach die Seriosität seiner Vermittlung.

Ich bemühte mich, seinen Redefluss zu unterbrechen, flocht die Empfehlung meiner Cousine ein. Dies zeigte sich als ein aussichtsloses Unterfangen, denn er ignorierte meine Schilderung und berichtete unbeirrt weiter. Die Frauen würden von ihm persönlich auf Herz und Nieren geprüft.

Völlig unerwartet forderte er mich mitten in seinem Vortrag dann doch auf, von Mutter zu erzählen, wie es ihr gesundheitlich ging und was sie benötigte. Endlich durfte ich ausführen, Mutter sei schon seit neun Jahren an Parkinson erkrankt und wird zweimal am Tag von Schwestern des Hilfswerkes versorgt. Ich wohne und arbeite in Wien und komme jedes Wochenende. Bedauerlicherweise verschlechterte sich Mutters Krankheit laufend und verlangte nun mehr Betreuung.

Herr Veith versicherte mir, die Qualität seiner Frauen sei hoch und er werde selbst bei meiner Mutter vorbeikommen und sich ein Bild von allem machen. Es ging ja auch um die Betreuerinnen, sie benötigten ein eigenes, absperrbares Zimmer. Eine Besichtigung durch Herrn Veith höchst persönlich schien unumgänglich. Das war Voraussetzung, damit ein Betreuungsvertrag zustande kam.

Nach einem arbeitsreichen Herbst hatte ich mich so auf meinen wohlverdienten Weihnachtsurlaub gefreut. Ich plante ein paar Tage nur für mich, eine kurze Pause und besinnliche Momente des Innehaltens. Ich wollte durchatmen, um neue Kraft zu schöpfen, um mich wieder auf das Wesentliche zu konzentrieren. Dieser Plan schien nicht aufzugehen.

Pläne funktionieren nie so wie man glaubt



Das mit dem Pläne schmieden war überhaupt so eine Sache. Es beschäftigte mich seit meiner Schulzeit. Unsere Lehrerin Frau Liebhardt gab uns über den Sommer eine Aufgabe. Wir sollten in den Ferien einen Aufsatz schreiben, wie wir uns unser zukünftiges Leben vorstellen. Bisher wurde Frau Liebhardt dem ersten Teil ihres Namens immer gerecht. Wir Kinder liebten sie wegen ihres angenehmen, mütterlichen Wesens heiß. Jene, denen es daheim an freundlicher Zuwendung mangelte, verehrten sie regelrecht. Diese Ungeheuerlichkeit, auch noch in der Freizeit Aufgaben zu erledigen, schrieb ich eindeutig und zweifelsfrei dem zweiten Teil des Familiennamens, dem bislang nicht zum Vorschein getretenen „hart“, zu.

Mangels eines eigenen Fortbewegungsmittels fuhr ich mit Mutters altem Fahrrad Großmutter besuchen, um mich über die Dreistigkeit von Frau Liebhardt zu beklagen. Meiner Mutter brauchte ich mit Beschwerden über Hausaufgaben gar nicht zu kommen. Was getan werden musste, wurde getan, ohne zu murren. Es wurde ordentlich erledigt, es sollte nichts zu reden geben.

Der Fahrradsitz, selbst auf seiner niedrigsten Einstellung, war viel zu hoch für mich. Ich erreichte die Pedale nur im Stehen. So mobilisierte ich meine ganzen Kräfte, kam richtig in Schwung, hüpfte auf den Sattel und überließ mich dem Rausch der Geschwindigkeit. Prinzipiell fühlte es sich herrlich an, die holprige Straße entlang zu rollen. Freilich nur bis zu dem Augenblick, als das Rad ins Trudeln kam. Jetzt wurde es erst richtig aufregend, es hieß rasch reagieren und

zielsicher abspringen. Bisher gelang dieses Manöver immer. Heute nicht so ganz. Ich war viel zu schnell unterwegs oder eben zu langsam beim Abspringen. Jedenfalls blieb ich mit dem rechten Klapperl beim Pedal hängen und fiel kopfüber in einen der beiden Oleander, die die Wirtshaustüre flankierten. Die Vorsehung suchte sich als Bremsklotz gerade den rechten Strauch aus, der im Widerspruch zu seinem Gegenüber dicht und gesund war und üppig blühte.

Die Landung erwies sich als sanft, die Zweige federten den Sturz ab. Meine Ungeschicklichkeit blieb nicht lange un bemerkt. Frau Lore, die Wirtin, kam eilenden Schrittes gelaufen und stieß einen lauten Schrei des Entsetzens aus, als sie mich in ihrem Blumenschmuck liegend vorfand.

Wir Kinder fürchteten Frau Lore. Ihre grimmigen Augen lugten unter dem blaukarierten Kopftuch hervor, ihr Stirnrunzeln hatte über die Jahre tiefe Falten ins Gesicht gegraben. Und Frau Lore schimpfte oft, regte sich über alles und jedes unbeschreiblich auf.

Ich versuchte aus dem Grünzeug herauszukrabbeln. Dabei musste ich einen Schwall von zornigem Gezeter über mich ergehen lassen. Sie nannte mich eine ungezogene Göre, einen verpatzten Buben. Ich werde schon sehen, was einmal aus mir wird, sicher nichts Gutes.

Einer der besonders kräftigen Triebe hatte stark gelitten, war angebrochen und baumelte nur noch an einigen dünnen Fasern. Zornig brach sie ihn zur Gänze ab, staunte kurz über unzählige neue Blütenstände und zer Kleinerte ihn seufzend in mehrere Teile, die sie danach resigniert zu Boden warf. Jetzt ging sie um die beiden Plastiktöpfe herum und nahm sie genau unter die Lupe. Der links platzierte Topf versteckte seitlich eine auffällig tiefe Schramme. Die Situation spitzte

sich zu. Ich bereitete mich darauf vor, sie würde mir diese Delle auch in die Schuhe schieben. Keinesfalls stammte so ein breiter Abdruck von meinem Fahrradreifen, vielmehr dürfte ein Auto sich daran gerieben haben.

Ich wollte dies vehement dementieren, stammelte aber nur mit beträchtlicher Verlegenheit eine Entschuldigung und begann die abgebrochenen Zweige aufzusammeln. Ich bot ihr kleinlaut Hilfe beim Aufkehren an. Sie lehnte kategorisch ab, mutmaßte, ich würde neuerlich Schaden an den Ziergehölzen anrichten. Nicht sonderlich glücklich schimpfte sie, ich solle schauen, dass ich weiter komme.

Ich streifte Blätter und Blüten ab und schob mein Fahrrad einige Meter weiter, um es einer genauen Inspektion zu unterziehen. Außer einem leicht verbogenem Lenker war alles heil geblieben. Mein innerer Richter verurteilte aufs Schärfste meine Unachtsamkeit. Ich ahnte, Mutter würde ein Fahrradverbot aussprechen. Sie würde seufzen, was denn die Leute wohl dazu sagen werden. Gewiss, ich hatte Schaden an den Oleandern angerichtet, aber im Grunde genommen sollte Frau Lore mir dankbar sein. Mein kleines Malheur, das den rechten Busch etwas stutzte, stellte die fehlende Symmetrie der beiden Sträucher her und brachte den Wirtshauseingang dadurch erst voll zur Geltung.

Mit Großmutter besprach ich die wirklich wichtigen Dinge. Sie wirkte meist ruhig und besonnen, sprach langsam, alles klang wohl durchdacht. Einem Fremden erschien sie ernsthaft, manchmal unnahbar und kühl. Mir gegenüber legte sie eine warme, liebevolle Art an den Tag. Ihr konnte ich alles erzählen. Sie verstand mich immer, ohne Wenn und Aber.

Wie so oft saß ich bei ihr in der Küche, auf dem alten Holz-

stuhl, der früher ausschließlich dem Großvater vorbehalten blieb. Ich hockte da mit angezogenen Beinen, ein in sich zusammengerolltes Knäuel Volksschulkind. Ich war mit einer überdimensionalen Aufgabe, sich seine persönliche Zukunft vorzustellen, beschäftigt. Nachdem ich Großmutter das Aufsatzthema geschildert hatte, begann ich zwischen Kredenz und Esstisch auf und ab zu schreiten. Im Gehen dachte es sich leichter.

Großmutter spülte Geschirr und ich philosophierte über meine Lebensplanung. Mittlerweile nahm ich nicht nur geistig Fahrt auf, meine Geschwindigkeit beim Durchqueren der Küche erhöhte sich nach jeder Kehrtwendung. Beruflich schwankte ich zwischen Lehrerin und Bankangestellter. Auf alle Fälle wollte ich wenig arbeiten, aber viel Geld verdienen. In meinen Fantasien malte ich mir ein großes, gelbes Haus mit einem tollen Garten aus, wie ich es auf einer Ansichtskarte gesehen hatte. Ein Muss war natürlich ein Auto, ein BMW, genau so einen, wie ihn der Direktor der hiesigen Sparkasse fuhr.

Der Umstand, dass ich bis zu diesem Tag mit dem Postbus noch nie weiter als zum Doktor in den nächsten Ort fuhr, beschränkte meine kindliche Vorstellung enorm. Sie war klein, die Welt im Weinviertel.

Großmutter lachte: „Da musst du fleißig sein und viel Geld verdienen. Das setzt eine gute Ausbildung voraus.“

Ich ignorierte ihren Einwand, er schien mit Anstrengungen verbunden.

„Die Anneliese will Christian heiraten und dann ist sie Frau Schönbauer. Hannes geht sicher weg, er hat genug von diesem langweiligen Kaff. Er will studieren und in die Großstadt nach Wien ziehen“, machte ich mich wichtig.

Das Wort Kaff hatte ich in der Schule aufgeschnappt, konnte aber seine Bedeutung nicht. Es fühlte sich ungemein gebildet an, fremde Wörter auszusprechen.

Großmutter lauschte weiterhin aufmerksam. Von Zeit zu Zeit nickte sie, sagte „aha“ oder „verstehe“.

Ich beleuchtete die Aspekte der Zweisamkeit mit realistischer Sichtweise. Für mich stand außer Zweifel, nicht wie Anneliese einen Jungen aus dem Dorf zu ehelichen. Heiraten ja, vielleicht später. Ich würde mein eigenes Geld verdienen, meine Unabhängigkeit keinesfalls aufs Spiel setzen. Sicher nicht so wie Marias Mutter, die ihren Mann um Geld zum Einkaufen bitten musste. Und ich würde definitiv nicht die Erlaubnis des Ehegatten einholen, um einem Beruf nachzugehen. Meine Zukunftsvisionen sprudelten aus mir wie ein tosender Wasserfall, schier ohne Ende. Ich differenzierte bis ins kleinste Detail die moderne Einrichtung meiner Wohnung und überlegte lange, welche Hunderasse wie viel Auslauf benötigte.

„Na sieh einer an, welche konkreten Pläne du hast. Deine Mutter hat sich in diesem Alter keine solchen Gedanken gemacht. Es war auch nicht die Zeit für irgendwelche Hirngespinnste. Ein Mädchen heiratete und bekam Kinder. So war das auch schon zu meiner Zeit,“ sagte Großmutter.

Aber jetzt fiel ihr ein, als Mutters Freundin, die dicke Vroni, fix mit einem Eisenbahner ging, träumte die Paula ebenfalls von einem Uniformierten. Und dann heiratete die Resi den Finanzer, der bei der Zollwache seinen Grenzdienst ableistete. Da war es für Paula glasklar, sie nimmt auch einen Mann in Uniform. Der ist beim Staat beschäftigt, das ist eine sichere Arbeit. Die Leute hätten Respekt und Männer in Uniform sahen außerdem noch gut aus.

Vaters graues Gendarmeriesakko mit den roten Rangabzeichen beeindruckte mich wenig. Mutter hing es aber gerne in die Veranda zum Auslüften. So sah es jeder Besuch und die wenigen Fremden, die Reitermacher und Zigeuner würde es abschrecken und uns vor dreistem Diebstahl bewahren.

Nach meinen übrigen Ausführungen über Wohlstand und von Glück erfüllten Zukunftsszenarien, trocknete meine Großmutter ihre vom Spülen aufgeweichten, runzelig gewordenen Hände. Sie legte das Geschirrtuch sorgsam beiseite und kam zu mir. Ich spürte ihre Hand auf meiner Schulter, als ob sie mich trösten wollte. Mit ernster Miene sagte sie: „Theresa, mach einen Plan, mach noch einen Plan. Funktionieren werden beide nicht so, wie du glaubst.“

Und damit war das bedeutsame Thema Lebensplanung zwischen uns beiden besprochen.

Extrawurst und andere Missverständnisse



Die Welt meiner Mutter verkleinerte sich in den letzten Jahren zusehends. Seit sich ihre Erkrankung massiv verschlechterte, verließ sie das Haus nur mehr selten. Als erstes fiel unser gemeinsamer wöchentlicher Einkauf weg. Der sonntägliche Kirchgang reduzierte sich auf hohe Feiertage, an denen wir sie mit dem Auto chauffierten. Zweimal im Jahr nahm sie die Anstrengung eines Friedhofbesuchs auf sich. Im Frühling, um zu sehen, ob ich die Eisbegonien in richtigem Abstand zueinander pflanzte und ob wirklich genügend frische Erde vorher auf Vaters Grab aufgeschüttet wurde. Zu Allerheiligen brauchte sie Gewissheit, dass das vom Gärtner gelieferte Waldgesteck auch ihren Wünschen entsprach, damit es nicht dem Dorfklatsch zum Opfer fiel. Sie ließ es sich ebenfalls nicht nehmen, bei den österlichen und weihnachtlichen großen Familienfeiern dabei zu sein.

Mutter hielt sich meistens nur mehr im Wohnzimmer und in der Küche auf. Ihr Pflegebett stand jetzt dort, wo sich vorher die Sitzgarnitur befand. Mit Hilfe eines Stocks und später mit dem Rollator bewegte sie sich sicher in der Küche. Hof und Garten nutzte sie vor allem dann, wenn Besucher ihr Hilfestellung leisteten. Das verwaiste Schlafzimmer beherbergte im Winter einige Topfpflanzen, die vor dem Frost Schutz suchten. Mein ehemaliges Kinderzimmer diente längst schon der Lagerung von Lebensmitteln, kleineren Werkzeugen und Dingen, die selten bis gar nicht gebraucht wurden.

Obwohl ich keine Alternative zur 24-Stunden-Betreuung sah, wollte ich meine Mutter nicht vor vollendete Tatsachen

stellen. Eine Kollegin sagte, viele ältere Menschen lehnen ausländische Pflegerinnen kategorisch ab. Die Angehörigen seien mit diesem Umstand heillos überfordert, da sie selbst nicht in der Lage waren, die Eltern zu versorgen. Erst nach einem längeren Krankenhausaufenthalt stimmen die PatientInnen meistens einer Betreuung zu.

Etwas zu organisieren, Dinge zu klären und passende Lösungen zu finden, lag mir im Grunde sehr gut und machte mir auch Spaß. Aber diese Situation belastete mich emotional mehr, als ich dachte.

Ich berichtete Mutter ausführlich von meinen Recherchen. Sie hörte schweigsam zu. Später fragte sie neuerlich nach den Kosten. Als ich ihr versicherte, sie könnte sich das leisten und bräuchte ihre Ersparnisse vorerst nicht angreifen, antwortete sie kurz: „Dann probieren wir es halt.“

Wie angekündigt, besichtigte Herr Veith höchstpersönlich das vorgesehene Zimmer für die Betreuerin, um es schlussendlich als würdig zu beurteilen. Er unterhielt sich lange mit meiner Mutter, wobei er all das, was er mir schon am Telefon mitteilte, nochmals in aller Ausführlichkeit ausbreitete. Mutter schien beeindruckt zu sein. Alles in allem ein zufriedenstellendes Ergebnis. Es kam mir sehr gelegen, da es die bevorstehende Veränderung in einem äußerst positiven Licht darstellte.

In den Tagen vor Ankunft der Betreuerin starteten wir emsige Aktivitäten, um das schon länger ungenutzte elterliche Schlafzimmer herzurichten. Weil Mutter im Winter nur sehr sparsam bis gar nicht heizte, löste sich an einigen Stellen die Farbe von den Wänden. Man müsste eigentlich den Raum komplett neu streichen. Weil sich das in der kurzen Zeit nicht mehr ausging und, um einen weniger schäbigen

Eindruck zu erwecken, kratzte ich vorsichtig die absplitternde Malerei ab. Ich stellte an besonders exponierten Stellen die Möbel so hin, damit diese den Makel verdeckten. Einer der beiden Kästen wurde von Altkleidern entrümpelt und einer gründlichen Reinigung unterzogen. Neu gefüllte, duftende Lavendelsäckchen sollten einen leicht modrigen Geruch überlagern. Sorgsam wählten wir den besten Kopfpolster und die am wenigsten gebrauchte Decke aus und bezogen sie mit frisch gewaschener Bettwäsche. Meine Mutter spendete einen ihrer Teppiche aus dem Wohnzimmer, damit der Raum etwas heimeliger wirkte. Alles war nun bereit.

Nadia war Mutters erste Betreuerin. Aufgrund ihrer geringen Deutschkenntnisse entstanden viele Missverständnisse zwischen den beiden. Mutters Dialekt tat das Seine noch dazu. Abgesehen von den sprachlichen Diskrepanzen und den daraus resultierenden Fehlinterpretationen erging es Nadia bei uns sehr gut. Ihre Tätigkeiten bestanden hauptsächlich aus Essen zubereiten, auf die Sauberkeit zu achten, Mutter bei der Körperpflege zu unterstützen und ihr ein Stück weit Sicherheit zu vermitteln. Nadia konnte ohne weiteres Spaziergänge mit und auch ohne meine Mutter unternehmen oder ihre rumänische Kollegin im Nachbardorf treffen. Ich chauffierte sie sogar dort hin. Damit Nadia ein wenig dem Alltagstrott entkam, begleitete sie mich sporadisch zum Einkaufen in die Stadt.

Nadia nannte Mutter liebevoll Oma und strich ihr dabei über die Hände. Diese Intimität gefiel meiner Mutter ganz und gar nicht. Sie brauchte Distanz, wollte auch mit Frau Berger angesprochen werden. Anfangs bemühte Nadia sich aufrichtig, alles richtig zu machen. Meine Mutter wünschte